

Der falsche Hundertmarkschein

Roman von Arthur Zapp.

(8. Fortsetzung).

Als ein wahres Bild betrachtete es der Gerichtsrat, daß sein Sohn nun im Hause war und sich der Stiefmutter widmen konnte. Mit Genugthuung beobachtete er, daß sich ein ganz freundliches Verhältnis zwischen den beiden mehr und mehr entwickelte. Auf ihren täglichen Spaziergängen in den Parketen begleitete der Marinoffizier seine Stiefmutter ritterlich und gemäßigt gefellte sich auch Ingeborg Ruland zu ihnen. Ueberhaupt die Studentin war fast täglicher Gast in der Familie. Landgerichtsrat Werder war im Zweifel, ob die häufigen langen Besuche in Interesse der Leidenden erfolgten oder ob von dem jungen Marinoffizier die Anziehungskraft ausging. Doch die beiden jungen Leute viel Gefallen an einander fanden, und sich, so oft sie beieinander waren, in lebhaft, angelegte Gespräche vertieften, war jedenfalls Tatsache. Auch pflegten sie an den Vormittagen, wenn der Landgerichtsrat im Amt war und Frau Ingeborg der Ruhe pflegte oder dem Haushalt in Anspruch genommen war, gemeinschaftlich Musik und Gemälden ausstellungen zu besuchen.

Landgerichtsrat Werder war nicht weniger als ungehalten darüber, daß Ingeborg Ruland das Interesse und die Zeit seines Sohnes mehr und mehr in Anspruch nahm. In seiner ganzen Veranwandtschaft und Bekanntschaft besaß keine andere junge Dame seine Sympathie in höherem Maße als die Studentin, die trotz ihrer Klugheit und ihrer Beschäftigung mit der Wissenschaft, doch ein lebensfreudiges Mädchen war, ebenso sehr ausgezeichnet durch ihre freundschaftlichen Vorkänge. Das ernste Studium hatte nicht vermocht, den zarten Schmelz eines echt mädchenhaften Empfindens von ihrer Seele zu streifen. Dazu kam, daß sie materiell durchaus günstig situiert war. Wenn also hätte er seinen Sohn lieber gönnen sollen als Ingeborg Ruland, die noch dazu eine nahe Verwandte seiner Frau war?

Als Landgerichtsrat Werder eines Nachmittags vom Gericht nach Hause kam, sah er förglich an der verdrückten Miene seines Sohnes, daß ihm irgend etwas Unangenehmes widerfahren sein mußte.

„Hast Du Kerger gehabt oder irgend eine unangenehme Nachricht erhalten, Richard?“ fragte er ihn.

„Ingeborg Ruland ist erkrankt“, erwiderte der junge Mann mit einem Zucken in seinem Gesicht, das deutlich seine Empfindungen offenbarte.

„A, doch nicht ernstlich?“

„D nein, aber immerhin fürcht ich doch unsere Pläne für die nächsten Tage.“

„Das bedauere ich von Herzen, was fehlt ihr denn?“

„Sie laboriert an einer Halsentzündung. Nichts Schlimmes, wie es scheint. Aber es ist doch immerhin fatal. Wir hatten vor, heute gegen Mittag das Kolonialmuseum zu besuchen, da sandte sie um zehn Uhr ihre Mädchen mit einem Brief. Nicht einmal Besuche kann sie empfangen.“

„Nun — nun!“ Der alte Herr legte dem Aufgeregten, ganz kräftigen seine Hand beschwichtigend auf die Schulter. „Bei der schönen Witterung ist das höchste Entschuldigend in zwei oder drei Tagen gehoben. Nach der kleinen Entschuldigung wirst Du an ihre Gesellschaft nachher wieder um so mehr Freude haben.“

Der junge Offizier nicht begreifend und sein Gesicht begann sich wieder zu erheben und in der Vorfreude aufzutreten.

Nach dem Essen legte der Sohn seinen Arm in den seines Vaters.

„Papa, darf ich bitten, mich in mein Zimmer zu begleiten. Ich möchte Dir noch etwas zeigen.“

Es lag ein freudiger Glanz in der Haut und Dringlichkeit, mit der er sich an seinen Vater wandte. Der Landgerichtsrat folgte gern, denn das Wesen seines Sohnes stellte ihm offenbar etwas Angenehmes, Freudiges in Aussicht.

In seinem Zimmer trat der Marinoffizier an den Schreibtisch, der unweit des Fensters stand, öffnete mit einem Schlüssel eines der Kächer in dem Schrank und zog mit einem stolzen Lächeln ein zusammengefaltetes Doppelblatt hervor.

„Vielleicht interessiert es Dich“, sagte er, das Blatt dem Vater reichend, „Freulein Ingeborgs Schreiben zu lesen. Eine Indiskretion begibt sich ja nicht; denn Geheimnisse sind nicht darin. Ich wollte Dir nur zeigen, wie ansehend und selbständig sie zu plaudern weiß. Sprichst der Brief nicht geradezu: von Geist und Will über?“

Der alte Herr griff mit Interesse zu und vertiefte sich in die Lektüre, während ihm sein Sohn mit forschenden, leuchtenden Augen beobachtete. Die ersten Sätze entlockten dem Lesenden ein heiteres, schmunzelndes Lächeln und je weiter er sich in den Brief vertiefte, desto mehr prä-

gleich mitteilen, was der Graphologe geäußert hat.

Als Landgerichtsrat Werder am andern Vormittag in seinem Bureau die amtliche Angelegenheit mit dem Konzeiptat erledigt hatte, legte er ihm zwei Briefe vor: Ingeborg Rulands Schreiben an seinen Sohn und jenes anonyme Schriftstück, das in Sachen Frey Stangen eingegangen war und in dem die Absenderin so brüchlich und warmherzig für die Schullosigkeit des jungen Mannes eintrete.

Schon nach kurzer Prüfung erklärte der Graphologe, daß beide Briefe von derselben Hand herrührten.

„Sind Sie dessen ganz sicher?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Gewiß! Da kann auch nicht der mindeste Zweifel bestehen. Genau dieselben energischen, kräftigen Grundstriche und dieselben schwingenden Haarstriche in beiden Briefen. Derselbe Charakter der Handschrift ist in beiden Schreiben unerkennbar, nur daß in dem einen, dem an Sie gerichteten, die Handschrift absichtlich etwas verstellt ist. Freilich, es ist der Briefschreiberin schwer geworden und immer wieder treten die charakteristischen Eigentümlichkeiten ihrer Handschrift auf. Sehen Sie zum Beispiel dieses eigentümlich schwingende L —“

„Das ist mir auch schon aufgefallen. Und welche Charaktereigenschaften prägen sich in der Handschrift aus?“

„Sehr vortheilhafte.“ Der Kanzleirat sah wieder angelegentlich auf die beiden Briefe. „Die Schreiberin strebt einen ausgeübten, ernst strebenden Geist, einen hohen, von edlen Empfindungen befehlten Sinn. einen entschieden festen Charakter und bei alledem ein zartes, feines Empfinden.“ Der Landgerichtsrat nickte zustimmend.

„Ganz meine Ansicht.“ Dann fügte er mit einem dringlich forschenden Blick hinzu: „Die Möglichkeit, daß nur eine Aehnlichkeit der Handschrift vorliegt, ein Zweifel an der Identität der Verfasserin dieser beiden Schriftstücke ist nach Ihrer Leberzeugung ausgeschlossen?“

„Vollkommen ausgeschlossen!“

Die Rahe.

Skizze von Henri Dubenois.

Freitag war der Abend, an dem Frau Olivier Hamanou ihre Gäste empfing. Hoffschönster Hoffnungen hatte die impotente, gebieterrische Frau im Jahre 1892 einen jungen Schriftsteller geheiratet. Aber leider hatten sich diese Hoffnungen nicht erfüllt: Der bescheidene, schüchterne, sich niemals aufdrängende Olivier Hamanou hatte seine besten Schaffensjahre damit verloren, daß er nicht genau wußte, was er wollte, daß er zögerte, daß er unsicher war und am nächsten Morgen stets vernachlässigt, was er am Tage vorher geschrieben hatte. Und heute, nach zwanzigjähriger Tätigkeit, war er noch ebenso verstimmt wie an dem Tage, an dem er sein erstes „Schidchen“ verfaßt hatte. Frau Olivier Hamanou verzweifelte ihn. „Was ist da zu machen“, seufzte sie, „er ist ein Mann, der ein Leben „verschubert“ hat.“

Frau Hamanou wählte mehr terne als gewählte Ausdrücke. Dieser lächerliche Gatte hatte ihr weder Reichtum noch Ruhm errungen. Seine sämtlichen Werke, aus vier Bänden bestehend, fanden wohl in der Bibliothek des Hauses, aber wäre jemand auf den Gedanken gekommen, diese Bücher zu öffnen, hätte er feststellen können, daß nur das erste, ein Roman, der sich „Dämmerung“ betitelt, gedruckt war.

Olivier Hamanou suchte Entschädigung in der Lektüre und den kleinen Vergnügungen, die das tägliche Leben boten. Eigentlich gab es nur zwei Dinge, die ihn wirklich verstimmen: erstens schloß zu offen, denn er war Gourmet; zweitens einmal wöchentlich einen Abend mit Leuten zu verbringen, die ihn langweilten.

Denn Frau Olivier Hamanou hatte einen literarischen Salon. Durch ein geradezu erstaunliches Wunder hatte sie es in dieser Epoche der Automobilität, der Elektrizität und der Teubende mit Verlagswesen fertig gebracht, in ihrer bescheidenen Wohnung im Bastionquartier eine jener Vereinigungen wiederzubeleben zu lassen, wie es sie zu Zeiten Louis Bippis gab, und wo sinnige Frauen blauen Dichtersingen, Himmerlimonade, Spritzchen und sasse Posten angeboten hatten. Hier wurde die Himmerlimonade durch ein merkwürdiges Getränk ersetzt, das sich Schokolade nannte, nach Mehl schmeckte, und wenn es einem Ungeschickten postierte, eine Tasse ungenießbar, auf dem Tischstuch graue Fiedel hinterließ. Statt der Spritzchen legte Frau Hamanou einen Kapstuden vor.

Dieser Kapstuden war dem Verfasser der „Dämmerung“ ein Schredbild. Wie alle Leute, die wenig sprechen, beobachtete er viel und merkte, wie man sich darüber lustig machte. Frau Olivier Hamanou erlaubte dieses widerliche Zeug zu einem Ausnahmepreise in einer Bäckerei, die nur sie allein kannte, und in der einmal wöchentlich die altbackenen Kuchen ausverkauft wurden.

„Wie wäre es, liebes Kind, wenn Du der Veränderung halber einmal einen Kumpstuden nehmen würdest“, mochte Hamanou manchmal vorschlagen. Aber sie lehnte energisch ab. „Einen Kumpstuden! Wegen des Kums, nicht wahr? Mein Kapstuden ist beruhigt; ich werde ebenso wenig eine Veränderung in dieser Beziehung vornehmen, wie ein bekannter Mann darin willigen würde, sich den Bart anders färbung zu lassen. Du siehst, weil Du alle solche Kleinigkeiten verachtet hast, wie weit Du gekommen bist. Uebrigens taucht man den Kuchen in die Schokolade, und es ist vollkommen gleichgültig, ob er freischer oder älter ist.“

Und Olivier Hamanou lebte zu seinen Büchern zurück. Am Freitag morgen verbrachte man ihn, um alles für den Empfang am Abend vorzubereiten. Sein Arbeitszimmer war gleichzeitig das Schlafzimmer und der Salon. Freitags warf man auf das flache Bett, das in einem Divan umgewandelt wurde, einen orientalischen Teppich und einige moderne Kissen in schreienden Farben. Hamanou's Arbeitstisch wurde von einer kräftigen Hand abgeräumt und nur eine Kaffeetasse und ein Glas standen darauf und dienten zum Gebrauch des jeweiligen Lesers.

Solange nun einer der Herren Dichter las, kämpfte Olivier Hamanou gegen den Schlaf ein und blidete voll unruhiger Zärtlichkeit nach dem Divan-Beit. Angstvoll beobachtete die Rahe, die darauf saßen. „Heute abend“, dachte er, „wird die Matraze wieder heruntergeraten, und wenn ich morgens aufwache, liegt ich auf dem Teppich.“ So tat er sein möglichstes, um die darauf Sitzenden richtig zu verteilen: In jedes Ende setzte er einen und den dritten in die Mitte. „Genieren Sie sich gar nicht, setzen Sie sich ordentlich hin, ganz weit nach hinten, lehnen Sie den Rücken an die Wand. So haben Sie einen sicheren Platz, sonst balancieren Sie hin und her...“

Junge Literaten fanden sich hier ein, früh darauf, eine Einladung

empfangen zu haben, die sie ihren literarischen Berufen allein verbannten, und sie wurden darauf mit Aufmerksamkeiten überhäuft und mit Komplimenten bombardiert, daß sie darüber den brüchigen Kapstuden und die nach Mehl schmeckende Schokolade vergaßen. Dann waren die schon ergrauten Stammgäste da, die voller Ungeduld den Freitag herbeisehnten, um vor dem einzigen Auditorium, das sie noch hatten, ihrer Gedanken Fülle preiszugeben. Ein Herr Thieloung sang am Klavier seine Lieber mit einer Stimme, die einer bestimmten Drehorgel glich. Herr Morcade schleifte alle drei Monate ein neues Stück an und las hintereinander bis einhalb ein Uhr nachts, von dem Moment an, da er seine Rollenverteilung vorgenommen hatte, die er mit „erträumt“ bezeichnete: der Vater: Mounet-Sully, der Sohn: Guittin, die Mutter: Sarah Bernhardt, die Tochter: Réjane, Gesang hinter der Bühne: Caruso. Und so las er, bis er zur allgemeinen Erleichterung rief: Schlaf.

Auch einige Damen tauchten bei diesen literarischen Veranstaltungen auf. Verschiedene äußerten ihre Meinungen, und an den sternenblauen ihrer Zuhörerinnen bemerkte man, daß auch ein für den Tag kommen würde, an dem sie hinter dem Tische, vor dem Glase Wasser, Platz nehmen würden.

An einem Sonnabend morgen, nach ganz frei von der Nacht, die er auf dem eingedrückten Divan verbracht hatte, fand Olivier Hamanou in seinem Nachbarn Reste des famosen Kapstuden. Er ging zur Tür, schob den Riegel vor — und Glückseligkeit — er war allein. Aus einer geheimen Schublade nahm er eine Menge wunderbaren Papiers, das kalt und glatt wie Marmor war, steckte eine neue Feder in den Federhalter, und mit freudigem Leben schrieb er — Verse. Frau Olivier Hamanou durfte nichts merken. Seit 1893, einem Jahr nach ihrer Heirat, als die eheliche Liebe in ihrem Herzen vollständig erloschen, war trotzdem eine lächerliche Eifersucht zurückgeblieben. Die Verse schien ihr wie ein Verrat. Was würde sie gefügt haben, wenn sie den jetzt mit der neuen Feder geschriebenen wunderbaren Titel gesehen hätte: „Dem Rubine einer Unbekannten.“

Eine Unbekannte — wenn sie da war, sie, Frau Olivier Hamanou mit ihrer Jungesalt, ihrem Ehemann und den gebieterrischen Augenbrauen! Nur in der Phantasie hatte der Dichter seine Frau getauft, aber was hatte er sich da auch geleistet! Als er so bei der Verfertigung seiner Verse niederbrach, bemächtigte sich seiner wieder das wunderbare Gefühl der Liebe, die zwischen der ganzen Welt und der von ihnen Angebeteten eine Mauer errichtet haben. Seine Frau konnte klopfen, sobald sie wollte, rufen, aber die unsinnige Art, sich abzupferzen, keifen, er tat, als ob er taub wäre... .

Als er eine genügende Anzahl Blätter mit seinen Versen lebedt und die erforderliche Summe, sie drucken zu lassen, aufgebracht hatte, ging er zu einem Beleger und verlangte von diesem, daß er niemals seinen wahren Namen nenne. Und er veröffentlichte: „Dem Rubine einer Unbekannten“ unter dem Pseudonym „Hjalmar“. Er sandte diesen Band auch, ohne dieses Pseudonym zu löschen, an die Kritiker, aber ein Exemplar auf Wittenpapier schickte er seiner Ehehälfte mit folgender Widmung: „An die feinsthichtigste, geistreichste Frau, die dem besten literarischen Salon vorsteht: an Frau Olivier Hamanou.“

Als diese das Buch empfing, wurde sie vor Freude fast ohnmächtig. Sie las ein Gedicht und gab ihrem Gatten die Beglückung kund, die das Werk eines augenscheinlich ganz jungen Künstlers bei ihr hervorrief. „Du wirst es natürlich schlecht finden, Du bist neidisch, wie alle, die es zu nichts gebracht haben.“ Er antwortete die Achseln und jubelte innerlich. Freitag abend wurde das Buch auf den besten Platz unter der Lampe hingelagt.

„Ich habe den jungen Mann zum nächsten Freitag abend ein“, erklärte die Hausherrin. „Ich habe gelesen, ich habe gelehrt, ich habe geweint, verehrter Herr. Wenn ein bescheidener Kapstuden und eine Tasse Schokolade unter Kollegen... Ich werde den Brief an den Verleger abreißen...“

Am nächsten Freitag verbrachte Frau Olivier Hamanou Sorgfalt auf ihre Toilette und steckte einen Reiter ins Haar, der hin und her schaukelte, wie um dem Neophyten einen Willkommen zu wünschen. Hjalmar reiste ihre Neugierde auf morgens aufwache, liegt ich auf dem Teppich.“ So tat er sein möglichstes, um die darauf Sitzenden richtig zu verteilen: In jedes Ende setzte er einen und den dritten in die Mitte. „Genieren Sie sich gar nicht, setzen Sie sich ordentlich hin, ganz weit nach hinten, lehnen Sie den Rücken an die Wand. So haben Sie einen sicheren Platz, sonst balancieren Sie hin und her...“

Junge Literaten fanden sich hier ein, früh darauf, eine Einladung

Eine Feindschaft.

Skizze von Erdmann Graefler.

Es war ein netter, gemütlicher Abend bei Frau Konful Thoresen. Alte und junge Damen, unter ihnen die Witwe des Apothekers Lund — Frau Thoresens beste Freundin — waren zum Tee gekommen, saßen nun um den runden Tisch und trankten aus gläsernen Tassen.

Wie es eigentlich gekommen, ließ sich nachher nicht mehr mit Sicherheit feststellen, denn die Meinungen der Damen gingen zu sehr auseinander, genug, es traten im Laufe der Unterhaltung zwischen den beiden langjährigen Freundinnen — der Frau Konful Thoresen und der Frau Apotheker Lund — keine Meinungsverschiedenheiten ein, die alle neugierig aufhorchen ließen.

Schuld war wohl die Gegenwart der Frau Major gewesen, um die sich die Gastgeberin ein bischen zu liebenswürdig bemüht und es dabei ganz übersehen hatte, daß ihre Freundin Magda Lund längst vor einer leeren Tasse saß. Wie dem auch sei — als jetzt Frau Thoresen die Ansicht äußerte, daß heutzutage viel mehr für die Aufklärung der Frau geschähe als früher, hielt sie Magda Lund recht komisch. Und als sie ihr dann aller Augen zuwandte, sagte sie — in merkwürdiger Erregung —, daß all diese Aufklärungsversuche nur Unglück stifteten und die Frauen rechtshaberisch machten.

„Jawohl — rechtshaberisch“, wiederholte sie noch einmal nachdrücklich und sah die Freundin fest an. Doch Frau Thoresen wunderte sich nur über diesen Ausdruck, ein Wörtchen später aber konnte sie es sich nicht versagen, Magda Lund etwas hörbar zuzuflüstern: „Dein Gedicht!“

Die Frau Apotheker, die gerade bessere Laune bekommen, hatte sofort den Mund geschlossen und ihn dann auch den ganzen Abend nicht mehr aufgetan. Mit einem fernen, bernsteinfarbenen Lächeln sah sie nachher an ihrem gemohnten Fensterplatz, und man merkte ihr an, daß sie angegrünt über etwas nachdachte. Als es bald darauf zum Aufbruch kam, stellte sich zur peinlichen Ueberdrückung aller Damen heraus, daß Magda Lund bereits gegangen war — ganz heimlich, ohne ein Wort des Abschieds.

Am nächsten Morgen machte die Frau Konful bei ihrer Freundin einen Besuch, um über das seltsame Benehmen Aufklärung zu verlangen, aber das Dienstmädchen sagte ihr an der Tür, daß Frau Lund ausgegangen sei. Das war aber nur ein Vorwand, denn der braune Mantel und der Hut der Frau Apotheker hing ja — allen Blicken preis — im Korridor.

In höchster Aufregung schrieb die Frau Konful sofort nach ihrer Heimkehr, an Frau Apotheker Lund, „Hochachtungsvoll“, folgenden Brief: „Nach diesem Affront durch das Dienstmädchen, muß ich Dich ersuchen, mich um Verzeihung zu bitten, falls Du noch Wert auf weiteren Verkehr mit mir legst.“

Dieser Brief wurde sofort abgetragen, es kam aber keine Antwort. Wie, denen die Frau Konful in den nächsten Tagen diesen Vorfall erzählte, waren gespannt, was nun am Sonntag geschehen werde, wenn die ehelichen Freundinnen nun auf ihren mit Namensschildern versehenen Plätzen in der Kirche nebeneinander sitzen mußten.

Und sie kamen auch beide, aber zur allgemeinen Ueberbahrung steuerte die Frau Konful sofort nach der linken Seite hinüber und setzte sich dort auf einen Platz. Magda Lund, die noch am Eingang geizig und jetzt die gemohnte Kirchbank aufsuchte, sah dann zu ihrem Erstaunen, daß das kleine Porzellanbild mit dem Namen Thoresen abgeschraubt worden war.

„Meine Lieben — nach dem, was mir Frau Thoresen erzählt hat, ist eine Veröhnung wohl ausgeschlossen“, sagte Frau Petersen.

„A — und wenn Sie wüßten, was mir Magda Lund anvertraut — aber ich darf nichts erzählen — jedenfalls an eine Feindschaft zwischen den beiden glaube ich nun nicht mehr“, sagte Frau Gundel.

Und so viel Kaffee und Kuchen auch an diesem Nachmittage in Steengards gemüthlichem Hinterzimmer verteilt wurde, die beiden Unterhändlerinnen bereiteten nicht.

Aber im Laufe der Woche stierte doch allerlei durch; wer zuerst etwas veratete hatte, war dann nachher nicht mehr festzustellen. Die beiden ehemaligen Freundinnen, die sich aus der Mäddigkeit schon kannten, mit all ihren Schwächen und Eigenheiten vertraut waren, mußten den Besucherrinnen allerlei sonst ängstlich behütete Geheimnisse von einander verateten haben, um das Recht ihrer Unversöhnlichkeit zu beweisen.

Schöne Geschichten kamen da jetzt, nach so langer Zeit, ans Tageslicht: Frau Konful Thoresen war schon einmal heimlich verlobt gewesen, ehe sie den Konful kennen gelernt, aber — denk mal an — das hatte sie dem Konful vor der Hochzeit nicht gesagt.

Aber dafür hatte Magda Lund, während ihrer Ehe mit dem Apotheker, falsche Wirtschaftsbücher geführt und sich bald Geld heimlich gespart. Sollte man das glauben?

Als, im Laufe der Zeit kam noch viel mehr heraus: denn ab und zu ging Frau Petersen zur Frau Lund, und was die ehemalige Freundin an neuen Schicklichkeiten vorgebracht, und jede hat nun um Rat, was sie zur Verteidigung sagen sollte.

Und auf diese Weise kam es heraus, daß Magda Lund, die doch ein falsches Gedicht hatte, auch falsche Fäbte trug, und daß Frau Thoresen sich von dem Apotheker einmal Bella-donna zur Verschönerung der Augen hatte schenken lassen.

„Ja — aber viel schlimmer sei es doch, daß Magda Lund damals, als die Oper aus der Hauptstadt hier gastierte, einen schwärmerischen Brief an den blonden Tenor geschrieben hatte, freilich, ohne jemals eine Antwort zu bekommen, hahahaha!“

Was hätte man da noch alles erfahren, wenn nicht schließlich diese Quellen verfeht wären, denn wieder Frau Petersen noch Frau Gundel wußten zuletzt noch etwas Neues vorzubringen und wärmten nur immer wieder noch einmal die alten Geschichten auf. Und endlich erlahmte das Interesse der Damen an dieser Feindschaft gänzlich, zumal die Frau Major jetzt bei sich Lebende veranstaaltete und man deshalb die Zusammenkünfte bei der Frau Konful nicht mehr vernahm.